Literatur

Katrina ließ uns zurück, damit wir kriechen lernen

Ein entfesselter Hurrikan: Jesmyn Ward kehrt in ihrem Roman „Vor dem Sturm“ in das Dorf ihrer Kindheit zurück – und setzt dem Elend die ganze Macht der Sprache entgegen. Damit ist ihr ein großer Wurf gelungen, literarisch wie politisch.

Der National Book Award für „Vor dem Sturm“ brachte sie von De Lisle, Mississippi, nach New York: Jetzt erscheint der Roman von Jesmyn Ward auch bei uns. Foto Intertopics

Jesmyn Ward stammt aus einer Gegend, die sie spät zu lieben gelernt hat, und nach allem, was man über diese Gegend weiß, vor allem natürlich, wenn man selbst nie dort war, ist das wenig überraschend. Ward ist in De Lisle aufgewachsen, einem kleinen Kaff nahe der Küste von Mississippi. Ihre Mutter arbeitete als Haushälterin bei denen, die mehr Geld hatten als ihre Familie, der Vater betrieb eine Kung-Fu-Schule. Jesmyn Ward selbst konnte, weil einer der Arbeitgeber ihrer Mutter es zahlte, auf eine private Schule gehen, wo sie die einzige Schwarze unter lauter weißen Schülern war, sie wurde deswegen von einigen Klassenkameraden gehänselt und verlor, als sie die Schule gerade beendet hatte, ihren Bruder, der von einem betrunkenen Autofahrer getötet wurde. Jahrelang, das hat Jesmyn Ward amerikanischen Zeitungen erzählt, hat sie den Ort gehasst. Weil er so klein war, so eng und so rassistisch. Erst jetzt, nachdem sie längst woanders lebt, ist sie in der Lage, in De Lisle Dinge zu sehen, die liebenswert sind.

Morgen auf unserer Literaturseite

Hubert Spiegel: Mohsin Hamids Karriere-Ratgeber für Asien

Hannes Hintermeier: Ferdinand von Schirachs neuester Fall

Dabei hat sicher geholfen, dass die Jesmyn Ward, die De Lisle heute besucht, eine andere ist als damals. Ward, deren dritter Roman noch in diesem Monat in den Vereinigten Staaten erscheint und deren zweites Buch „Vor dem Sturm“ dieser Tage in deutscher Übersetzung herauskommt, ist jetzt nicht mehr die kleine „Mimi“, der man vor versammelter Klasse unbehelligt Negerwitze erzählen darf. Sie ist eine preisgekrönte junge Schriftstellerin, denn für „Vor dem Sturm“ erhielt sie 2011 den amerikanischen National Book Award, eine der höchsten literarischen Auszeichnungen des Landes. Ironie der Geschichte: Ihr Roman spielt in einem winzigen Kaff nahe der Küste von Mississippi. Und zwar in den zehn Tagen, bevor ein Hurrikan namens Katrina auf diese Küste trifft und den gesamten Landstrich verwüstet.

Es geht um die Sorgen und Nöte der vierzehn Jahre alten Ich-Erzählerin Esch und ihrer Familie: um das wackelige Haus auf der mit Sperrmüll übersäten Lichtung im Wald, die sie bewohnen; um den alkoholkranken Vater, der versucht, seine vier Kinder, also Esch und ihre drei Brüder, über Wasser zu halten; um die von allen schmerzlich vermisste Mutter, die die Geburt des letzten Kindes nicht überlebt hat. Es geht um Hundekämpfe, die das Geld bringen sollen, das einer der Brüder für den Collegebesuch benötigt; um Esch, die schwanger ist, aber von dem Vater des Kindes, einem Nachbarsjungen, verleugnet wird; es geht um Dosenerbsen, trockene Nudeln und gegrillte Eichhörnchen – mithin um den schier unglaublichen Alltag einer schwarzen Familie am unteren sozialen Rand Amerikas.

Nie ist in diesem Roman explizit von Rassismus die Rede. Es gibt keinen Weißen, der die Schwarzen offen diskriminiert, mehr noch: Es tritt gar kein Weißer auf. Doch gerade darin, in dieser völligen Isolation und der Art, wie die Lebenswelten der Schwarzen beschrieben werden, in der vollendeten Armselig- und Perspektivlosigkeit, die in den Überlegungen Eschs über den Abbruch über ihre ungewollten Schwangerschaft gipfeln, liegt eine deutliche und absolut politisch zu verstehende Botschaft. „Die Mädchen sagen, wenn man schwanger ist und eine ganze Monatspackung Antibabypillen schluckt, dann kriegt man seine Tage. Sie sagen, wenn man Bleichmittel trinkt, wird man krank, und das, was das Baby geworden wäre, kommt raus. Sie sagen, wenn man sich selbst richtig doll in den Bauch boxt, sich auf die Metallkante eines Autos wirft und tief genug getroffen wird, um Blutergüsse hervorzurufen, dann hat man vielleicht eine Fehlgeburt ... Das sind meine Möglichkeiten, und letztlich bleibt keine übrig.“

Beinahe unnötig zu sagen, dass die Jugendlichen, mit ihren persönlichen Tragödien vollauf beschäftigt, den nahenden Sturm lange unterschätzen. Erst spät, viel zu spät im Grunde, verrammeln sie die Fenster des Hauses mit Holzlatten, die so wenig zusammenpassen, dass handbreite Spalte offenbleiben und den Wind hindurchlassen. An eine Evakuierung, wie sie die Regierung angeordnet hat, ist ohnehin nicht zu denken. Wohin sollte man gehen? Und von welchem Geld? Den Sturm und die Flut überleben sie so nur knapp. Dafür können sie auf die Solidarität ihrer Nachbarn bauen, die ihnen Unterschlupf gewähren – anders als in der Wirklichkeit. Denn Ward hat Katrina in Mississippi selbst erlebt und einige ihrer Erfahrungen in den Roman einfließen lassen. Andere hat sie allerdings ausgespart. Die Geschichte etwa, wie sie nach der Flucht aus dem überfluteten Haus mit ihrer Familie im Auto durch die Gegend fuhr, um Schutz zu suchen, und wie sie alle dann vor dem Haus einer weißen Familie hielten, welche die Wards abwies und das Ende des Hurrikans auf dem offenen Feld abwarten ließ. Von dieser unfasslichen Episode hat sie nur in Interviews erzählt.

Der Roman schont seine Leser gleichwohl nur an diesem einen Punkt. Ansonsten wühlt er sich durch das Elend seiner Südstaaten-Protagonisten, und auch, wenn er vor allem stilistisch mit den Werken des großen Schriftstellers dieser Gegend, mit William Faulkner, nicht viel gemein hat, möchte man Jesmyn Ward recht geben. Faulkner habe sie beeindruckt und eingeschüchtert, sagte sie einmal. Aber sie habe eben auch den Eindruck gewonnen, dass den Schwarzen in seinen Büchern nur selten dieselbe Bandbreite an Emotionen zustünde wie den Weißen. Und genau hier schlägt Ward einen anderen, eigenen Weg ein. Ihre Figuren, Esch und ihre Brüder Randall, Skeetah und selbst der kleine Junior, kämpfen täglich im Kleinen um Anerkennung, Liebe, Geld, eine Zukunft und vor allem um ihre Würde. Sie üben sich nicht nur in Solidarität, weil die das einzige Gut ist, das nichts kostet, sondern weil sie als Familie keine andere Wahl verspüren. Und sie bringen Opfer füreinander, selbst wenn das an anderer Stelle Verluste bedeutet und keinem am Ende mehr bleibt als die nassen Kleider auf der Haut.

In diesem Zusammenhang ist auch Eschs zuweilen frühreif wirkende Bewunderung für den griechische Racheengel Medea, den sie immer dann anruft, wenn der Druck zu groß wird und eine übergeordnete Instanz dem Leiden Sinn geben soll, eine Volte von pädagogischem Nutzen. Denn warum sollte diese zerrissene Frau nicht auch einer jugendlichen schwarzen Amerikanerin zur geistigen Gefährtin werden? Warum sollte nicht auch sie versuchen, den Zumutungen ihres Lebens mit Referenzen aus der abendländischen Mythenwelt zu trotzen? „Sie hinterließ uns einen dunklen Golf und salzverbranntes Land. Sie ließ uns zurück, damit wir kriechen lernen. Sie ließ uns zurück, damit wir uns retten. Katrina ist die Mutter, an die wir uns erinnern werden, bis die nächste blutrünstige Mutter mit großen, erbarmungslosen Händen kommt.“

Was sonst noch Rettung verspricht? Natürlich die Sprache. Jesmyn Ward liebt Metaphern, ihr Stil ist lyrisch und vermag es, dem Desaster eine Hoffnung entgegenzusetzen, die tröstet und rührt. In einer Welt, in der ein Pitbull „prachtvoll wie eine Magnolienblüte“ ist, Wald und Wind sich ausbreiten „wie ein Brautschleier“ und Teenager am Wiesenrand herumkrabbeln „wie die Ameisen unter den Dielen, die im Gänsemarsch zu dem Zucker laufen, der offen im Schrank steht“ – in dieser Welt kann nicht alles schlecht sein. Auch nicht das Ende. LENA BOPP

Jesmyn Ward: „Vor dem Sturm“. Roman.

Aus dem Englischen von Ulrike Becker. Antje Kunstmann Verlag, München 2013. 318 S., geb., 21,95 €.

Woldsen probt den Aufstand

Ingrid Bachér über den großen Krach im Hause Storm

Die große Storm-Biographie, die Jochen Missfeldt vorgelegt hat (F.A.Z. vom 4. April 2013), profilierte sich nicht zuletzt durch ihre kritische Sicht: Storms Sprache hat den Biographen gepackt und nicht losgelassen, als Charakter hat er ihn „verstört“. Solche Sicht bringt einen anderen schriftstellerischen Versuch der Distanzierung in Erinnerung, Ingrid Bachérs Roman „Woldsen oder Er wird keine Ruhe geben“ aus dem Jahr 1982. Storms ältester Sohn Hans wurde auch unter dem Namen seiner Großmutter Woldsen gerufen. Sie gehört zu den Vorfahren Ingrid Bachérs, so dass das Interesse der Schriftstellerin an Storms Verhältnis zu seinem Sohn durchaus auch einen eigenen familiengeschichtlichen Hintergrund hatte.

Verständlich werden so die Verteilung der Sympathiegewichte zugunsten des Sohns und die Nachsicht gegenüber einer Haltlosigkeit Woldsens, die den Vater beunruhigen musste. Erst nach mehreren Anläufen stellte sich Woldsen dem medizinischen Schlussexamen. Und dann wurde das studentische Leben zu einem unfreiwilligen Vagabundendasein, das ihn von einer Arztstelle in die andere hetzte. Ingrid Bachérs Roman ist nun in einer Neuauflage, redigiert und ergänzt, unter neuem Titel erschienen: „Theodor Storm fährt nach Würzburg und erreicht seinen Sohn nicht, obwohl er mit ihm spricht.“

Deutlicher als der erste verweist der zweite Titel schon auf die Fokussierung der Romanhandlung, auf Besuchstage Storms in Würzburg (nach dem 6. Februar 1877), wo Woldsen kurz vor einem wichtigen medizinischen Examen steht und Storm ihn nicht wie üblich mit Vorwürfen bedrängen will, sondern ihm mit seinem Ansehen als berühmter Dichter hofft helfen zu können. Trotz des Wiedersehens kommt es nicht zum entscheidenden Gespräch. Woldsen scheint verschwunden zu sein. Storm verlässt Würzburg wieder mit dem Zug. Er wird seinen Sohn nicht wiedersehen. Achtzehn Monate vor seinem Vater, im Dezember 1886, stirbt Woldsen als Arzt in Wörth am Main. Unbekannte errichten ihm einen Grabstein mit der Inschrift „Dem Freund der Armen“.

Worin unterscheiden sich die Rezeptionsbedingungen des Romans von 1982 und seiner Neuauflage von 2013? Am Anfang der achtziger Jahre stieß der Roman auf einen gewissen Überdruss am Thema des Generationenkonflikts, genauer: an den Abrechnungen der Nachkriegsgeneration mit dem Versagen ihrer Väter in der Zeit des Hitlerregimes. Die Vaterschelte war zur Modeerscheinung geworden und hatte sich damit selbst um ihren Kredit gebracht. So konnte es leicht zur Unterbewertung des Reichtums an subtilen psychologischen Beobachtungen der Erzählerin kommen, die freilich ihren Preis in der Retusche von selbstzerstörerischen Zügen Woldsens hatten, die über die Trunksucht hinausgingen und später von Missfeldt klar benannt werden sollten.

Der Leser der Neuauflage mag die Unausweichlichkeit des Konflikts zwischen dem egoistisch-besorgten Vater und dem anpassungsunwilligen Sohn klarer erkennen als der Leser des Romans von 1982. Woldsen hasst ein nach Reichsgründung von 1871 aufkommendes und in der Gründerzeit verstärktes Erwerbsstreben. Die immer erneute Verschiebung des medizinischen Hauptexamens ist auch Protest gegen die Initiationsriten einer politischen und gesellschaftlichen Ordnung, der er sich verweigert. Für den heutigen Leser mag der Fall des Hans Woldsen wie ein frühes Lehrstück für einen gesellschaftlichen Anpassungsdruck stehen, dessen heutige Mechanismen mehr Freiheit versprechen, aber in Wahrheit nur raffinierter geworden sind. WALTER HINCK

Ingrid Bachér: „Theodor Storm fährt nach Würzburg und erreicht seinen Sohn nicht, obwohl er mit ihm spricht“. Roman.

Dittrich Verlag, Berlin 2013. 191 S., geb., 17,80 €.

Dies Antlitz ist so sonderbar verschlüsselt

Böse Blicke, blinde Flecken: Andreas Schäfers raffinierter Roman „Gesichter“

Eigentlich eine schöne Idee, der Gattin im Urlaub Postkarten zu schreiben und sie erst nach der Rückkehr in den Arbeits- und Familienalltag abzuschicken, um die Ferienstimmung der griechischen Insel noch eine Weile aufrechtzuerhalten. Dumm nur, dass Gabor Lorenz auf der Fähre von Patras nach Ancona einen Mann entdeckt, der sich heimlich in einem Laster versteckt. Er wirft ihm eine Tüte Bananen zu, in der sich bedauerlicherweise auch die Postkarten befinden. Als der Flüchtling gefasst wird, offenbar misshandelt von der Polizei, begegnet ihm der an einer Berliner Klinik angestellte Neurologe abermals. Er fürchtet, dass der Mann, der seinen Namen und seine Adresse kennt, ihn für einen Denunzianten hält.

Die Reise wirkt sodann noch lange nach, allerdings anders, als Gabor sich das vorgestellt hat. Die erste Postkarte, die seine Frau Berit erreicht, wurde in Modena abgeschickt, die zweite in München. Der womöglich auf Rache sinnende Absender kommt immer näher, das Gefühl der Bedrohung wächst. Dabei hat Gabor im Grunde andere Sorgen. Immerhin muss er als Leiter einer Forschungsgruppe zur Gesichtsblindheit, der Unfähigkeit also, Gesichter wiederzuerkennen, einen Vortrag für die Berufungskommission vorbereiten und einen alten Studienfreund mit einer bitteren Entscheidung konfrontieren. Noch dazu gibt sich seine vierzehnjährige Tochter Nele in jüngster Zeit auffällig verschlossen, was Gabor einer unglücklichen Urlaubsliebelei zuschreibt.

Andreas Schäfer, der für sein letztes Werk „Wir vier“ mit dem Anna-Seghers-Preis ausgezeichnet wurde, hat mit seinem neuen Roman eine glückliche Hand bewiesen, was Stoff, Motive und Dramaturgie betrifft. „Gesichter“ ist nicht nur spannend und subtil aufgebaut, sondern auch gehaltvoll. Der 1969 in Hamburg geborene Journalist und Schriftsteller erzählt, wie jemandem, dem alles, was er sich wünscht, greifbar zu sein scheint, plötzlich das ganze Leben entgleitet. Gabor weiß, dass wir mittels einer kombinierten

Andreas Schäfer Foto Johannes Puch

Wahrnehmungs- und Abgleichleistung das Gesicht eines Bekannten, den wir ewig nicht mehr gesehen haben, innerhalb von dreihundert Millisekunden identifizieren. Doch von einem Moment zum anderen erkennt er sich selbst kaum wieder; während ihm das hasserfüllte Antlitz des Flüchtlings einmal plötzlich klar vor Augen steht, gerät es ein andermal vollkommen in Vergessenheit. Dass die Gefahr für den Zusammenhalt der Familie, die Schäfer um des schärferen Kontrasts willen anfangs nahezu als Idylle zeichnet, von ganz anderer Seite droht, muss sein Protagonist im Laufe des Geschehens schmerzhaft erfahren. Als Gabor schließlich unter einen schrecklichen Verdacht gerät, sind alle Gewissheiten der bürgerlichen Existenz dahin.

Schäfer geht es nicht darum, das Ideal einer konventionellen Familie und Ehe zu dekonstruieren – das wäre zu einfach. Sein Roman handelt vielmehr davon, wie rasch man in den Augen eines geliebten Menschen zu einem Fremden werden kann, der unvermutet sein vermeintlich wahres Gesicht zeigt; er handelt vom Verrat unter Freunden, vom allzu jähen Erwachsenwerden und nicht zuletzt vom abgebrühten touristischen Blick auf Flüchtlingsschicksal. Diese Handlungselemente motivisch mit dem Thema der Gesichtsblindheit zu verknüpfen, erweist sich als äußerst fruchtbar und vieldeutig.

Dass Schäfer die sich bietenden Parallelen und Vergleichsmöglichkeiten nicht überstrapaziert, spricht für die Disziplin des Autors. Abgesehen von einigen wenigen Marotten wie etwa jener, leicht ungelenk und geheimniskrämerisch – selbst in der Figurenrede – stets nur von „der Insel“ zu sprechen, statt sie einfach beim Namen zu nennen, ist der Stil des Romanciers deutsch-griechischer Herkunft luzide, akkurat und unaufdringlich. Ihm gelingt es, die Entwicklung eines individuellen psychischen Konflikts vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Problematik zu schildern, ohne je in einen küchenpsychologischen oder plakativ sozialkritischen Jargon zu verfallen. Stattdessen werden die einzelnen Bedeutungsebenen unterschwellig und elegant miteinander verbunden. Entsprechend angenehm ist die Lektüre, obwohl Gabors Welt zunehmend unbehaglicher wird. Das familienfreundliche Ferienparadies und die Hölle der persönlichen Hirngespinste und schuldhaften Verstrickungen liegen so weit nicht voneinander entfernt. „Gesichter“ kartographiert die Reiseroute im richtigen Maßstab. Wer sich daran orientiert, ist literarisch an der richtigen Adresse. ALEXANDER MÜLLER

Andreas Schäfer: „Gesichter“. Roman.

Dumont Verlag, Köln 2013. 253 S., geb., 19,99 €.

Sachbücher in Kürze

Geteiltes Leid

Im Feld der Globalgeschichte gibt es Manifeste zuhauf. Der an der ETH Zürich lehrende Südasienhistoriker Harald Fischer-Tiné möchte das Regal der programmatischen Schriften nicht noch weiter auffüllen. In seinem vorzüglichen Essay unternimmt er stattdessen eine „Probebohrung“ mit dem Ziel, die Wissenschafts- und Wissensgeschichte durch die Einbeziehung global- und imperialhistorischer Perspektiven neu zu justieren. Dafür untersucht er die Genese der westlichen Medizin in Indien unter britischer Kolonialherrschaft sowie die sich gleichzeitig vollziehende Transformation südasiatischer Heiltraditionen und kommt zu einem aufschlussreichen Ergebnis: In der kolonialen „Kontaktzone“ entstand ein „Pidgin-Wissen“, in das Wissensbestände und Praktiken unterschiedlicher Provenienz einflossen. Die Vorstellung von bipolaren Topographien des Wissens, wie sie immer noch die Forschung dominiert, muss demnach überdacht werden. Die klare Trennung in „westliche“ und „indische“ Medizin, argumentiert Fischer-Tiné, löse sich auf, wenn man die wechselseitigen Transfers und Anleihen in Rechnung stelle. Diese ergaben sich aus der lang andauernden Interaktion von Experten verschiedenen Hintergrunds und einer Reihe von nichtwissenschaftlichen Akteuren, Kolonialverwaltern etwa, einheimischen Übersetzern, Homöopathen und nationalistischen Agitatoren. Gerade in Situationen, in denen sich ihr Wissen als unzulänglich erwies, griffen westliche Kolonialmediziner gerne und großzügig auf lokale Kenntnisse zurück. *(Harald Fischer-Tiné: „Pidgin-Knowledge“. Wissen und Kolonialismus.* Diaphanes, Zürich und Berlin 2013. 100 S., br., 10,– €.) eck

Steinerne Gelassenheit

Der Markt für Ratgeberliteratur überschüttet die Leser mit Beschwörungen des bürgerlichen Müßigganges. Gemeint ist eine halbherzige *vita contemplativa*, die sich gegen die Verteufelung des Müßiggangs als aller Laster Anfang richtet. Holm Friebes „Stein-Strategie“ versteht sich jedoch nicht als Balsam für psychisch geschundene Angestellte mit Anleitung zum Kräutergarten, sondern als Strategie für persönliche, politische und insbesondere unternehmerische Entscheidungen. Friebe wettert zwar gegen „blauäugige Beherztheit und konfusen Hyperaktivismus“ und das Handeln um des Handelns willen, will seine Antwort jedoch nicht als eine weitere Apologie der Faulheit verstanden sehen. Bei der Stein-Strategie ginge es viel eher darum, das „Potenzial einer Situation zu erkennen und erst dann zu handeln, anstatt am Reißbrett einen Plan, und den gegen alle Widerstände zu exekutieren“. Friebe gelingt es, zahllose Beispiele aus Politik und Wirtschaft und die Kulturgeschichte des Nichthandels mit Humor zu emulgieren. Sein eigentliches Verdienst ist dabei die Verwendung des Stein-Motivs als bindendes Element, als Lehrmeister. Mit Robert Gernhardt gesprochen: „Von Steinen lernen heißt liegen lernen“. *(Holm Friebe: „Die Stein-Strategie“. Von der Kunst, nicht zu handeln. Hanser Verlag, München 2013. 216 S., geb., 14,90 €.)* jugu

Buddhistische Berliner

Deutschland erlebte im neunzehnten Jahrhundert zwei Episoden der Orientbegeisterung. Unter der Ägide Johann Gottfried Herders wurde der Orient für die Romantiker zur Wiege der westlichen Kultur, die sich an ihm erneuern sollte. Weitgehend vergessen ist aber die zweite orientalische Renaissance am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Perry Myers beschreibt, wie Deutungen indischer und buddhistischer Traditionen damals helfen sollten, einer „Entzauberung“ der säkularisierten westlichen Welt gegenzusteuern, und dabei auch mit nationalistischen und kolonialen Bestrebungen zusammenhingen. Indien und der schrittweise besser bekannte Buddhismus wurden in Anspruch genommen, Deutschland eine feste spirituelle Grundlage zu geben. Indem Myers seine Aufmerksamkeit insbesondere Autoren der zweiten Reihe – etwa dem Berliner Arzt und Buddhisten Paul Dahlke – und esoterischen Lehren wie der Theosophie widmet, zeigt er, wie breit die Wirkung des orientalistischen Diskurses im wilhelminischen Deutschland war. Dahlke beschäftigte sich mit der Vereinbarkeit von Buddhismus und moderner Wissenschaft, während Wilhelm Hübbe-Schleidens Wirken zeigt, dass die Theosophie nicht gegen kolonialistisches Denken gefeit war – die spirituelle Nähe zu Indien sollte Deutschland zum besseren Kolonialherren machen als die „materialistischen“ Briten. Der Orient galt wieder als Allheilmittel, an dem Nation, Religion und Wissenschaft genesen sollten. *(Perry Myers: „German Visions of India 1871 – 1918“. Commandeering the Holy Ganges during the Kaiserreich.* Palgrave Macmillan, New York 2013. 274 S., geb., 69,99 €.) twe